

Literarische Nahrung für letzte Tage

Sterben mit Goethe, Überleben dank Elie Wiesel: Die Schweizer Adolf Muschg und Jean Ziegler ziehen Lebensbilanz.

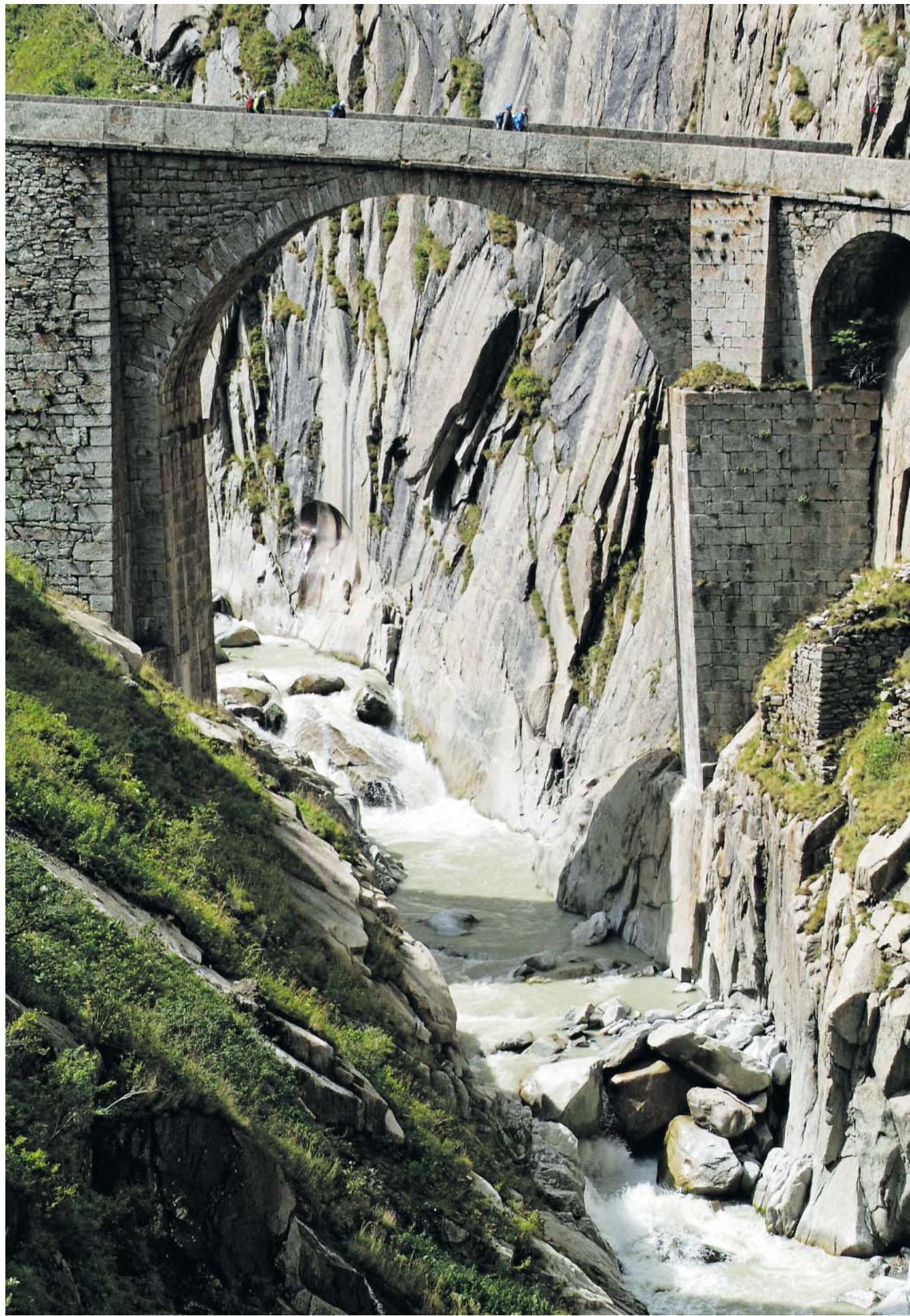
Am 12. November 1779 ging Goethe ins Hochgebirge. Auf ihrer abenteuerlichen Tour über den von einem Gletschersturz bedrohten Furkapass werden die Bergsteiger aus sicherer Distanz scharf beobachtet: „Bewegung war nur am wechselnden Abstand zwischen ihnen auszumachen und am anhaltenden Versuch, ihn wieder zu schließen.“ Dann wird spekuliert, was ein Betrachter an diesem „weißen Freitag“ auch noch „hätte sehen können“, auf dieser historischen Etappe von Goethes Schweizer Reise. „Aber den Beobachter gibt es nicht.“

Es gibt ihn schon, aber er liegt im Krankenhaus: Im zweiten Kapitel des Buchs „Der weiße Freitag“ fällt er zu Hause die Treppe herunter und fühlt sich – ins Alter gekommen – fortan der „Generation Tölpel“ zugehörig. Die Verletzung am Knie muss operiert, Schleimbeutel entfernt werden – wie zuvor schon eine Gallenblase, ein Stück Dickdarm, die Prostata. Der Patient nimmt einen Band der Goethe-Ausgabe von 1808 mit ins Spital. Über den Dichter redet auch sein aus Deutschland stammender Arzt gerne.

Dass es sich bei diesem abwesenden Beobachter von Goethes abenteuerlicher Winterreise und dem Patienten um den Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg handelt, wird durch geographische und biographische Anspielungen schnell erkennbar und dann auch explizit. Im Zwiegespräch mit Goethe blickt der Germanist Muschg auf sein zu Ende gehendes Leben zurück. Sein wohl letztes Buch ist auch sein persönlichstes. Er erzählt von seiner japanischen Frau und ihrem Garten mit den Spiegeln. Im Frühjahr ist Muschg wieder in die protestantische Kirche eingetreten. Von seinem Bruder Walter ist die Rede, von der Mutter, von Hermann Burger, vom Wallis und vom Gottfried. Dessen Mythos und die Geschichte von der Teufelsbrücke erzählt Muschg in ein paar herrlichen Abschnitten.

Er schildert auch die Trennung von seiner früheren Frau, bei der ihm der fünfzehnjährige Sohn sagte: „Bitte, nur keine Schuldgefühle.“ Jahrzehnte später – „erst kürzlich“ – notierte Muschg dann eine Bemerkung, die er auf den ersten Seiten zitiert: „Ich habe nicht gelernt, mein Leben zu genießen, nur es zu rechtfertigen.“ Das klingt mehr nach Gottfried Keller, dem er einen biographischen Essay gewidmet hatte, als nach Goethe, mit dem es nun ans Sterben geht. Geradezu heiter schreibt Muschg über seine Krebserkrankung. „Mein gedrucktes Lebenswerk halte ich für eine abgelegte Haut“, aus der er im Alter von 82 Jahren schlüpft wie der Schmetterling aus der Raupe. „Dankbarkeit“, an der es ihm nicht mangelt, nennt er „die rechte Nahrung für letzte Tage“. Als „Henkersmahlzeit“ wird ihm eine letzte Pfeife völlig reichen, in Ruhe geraucht, so „würde ich mein Leben für gelungen halten“.

Im Traum erscheint ihm Christoph Blocher. Muschg war vor zwei Jahrzehnten, als es um die Weltkriegsvorgänge der Schweiz ging, sein gewichtiger Gegenspieler, das bessere nationale Gewissen: „Auschwitz in der Schweiz“ betitelt Muschg damals einen Essay. In seinem Traum hat Blocher alle Zeitungen aufgekauft, „neulich die Neue Zürcher Zeitung“. Er wird auch noch die reformierte Kirche kaufen. Es ist nicht das Geld, das die Macht von Blocher, der die Schweizer Politik „seit Jahren vor sich herreibt“, ausmache: Es sei „Ihr Glaube, der Berge



Erhaben über den Abgrund gespannt: die Teufelsbrücke über die Schöllenschlucht

Foto Picture Alliance/Prisma

versetzt“, sagt Muschg im Traum zum Sohn eines Pfarrers, der aus Deutschland kam und von „seiner Gemeinde fortgejagt“ wurde. So wie man Blocher aus der Regierung vertrieb. „Eine Kränkung, die nicht vergehen werden kann“, befindet der Dichter. „Der Abgewählte offenbart sich als Erwählter“ – allerdings von Adolf Muschgs Gnaden: „Und ich spiele den Täufer ...“

Jean Ziegler, wie Muschg Jahrgang 1934, beteiligte sich an der damaligen Debatte mit einer heftigen Anklageschrift: In „Die Schweiz, das Gold und die Toten“ vertrat er die These, dass sein Heimatland mittels wirtschaftlicher Kollaboration den Krieg verlängert habe. Wie bei Muschg kehren zwanzig Jahre danach in seinem neuem Buch „Der schmale Grat der Hoffnung“ auf überraschenden Wegen die Gespenster der Vergangenheitsbewältigung zurück. Seit der Finanzkrise

hat sich das Verhältnis der Schweiz zu ihrem während Jahrzehnten meistgehassenen Nestbeschmutzer nicht nur normalisiert. Er wird inzwischen wie eine Ikone verehrt. Ein Film über ihn, der auch auf Arte zu sehen sein wird, lockte viele Besucher in die Kinos. Die „Neue Zürcher Zeitung“ wählte ihn zum „einflussreichsten Schweizer“. In der Westschweizer Sonntagszeitung „Le Matin Dimanche“ erzählt Ziegler, wie er dank des Fußballs zum Kommunisten wurde. Im Berner „Bund“ verkündet er seinen Glauben an eine Auferstehung („Ich spüre die Präsenz von Toten“) und den neuen Menschen, der aus Südamerika kommen werde: In Ecuador „ist die neue Menschwerdung im Gang“.

„Die Schweiz, das Gold und die Toten“ war das einzige Buch, das der Genfer Soziologe und langjährige Abgeordnete in seiner deutschen Muttersprache geschrieben hat. Weltweit, erinnert er sich, sei es

gelobt, in der Schweiz aber „völlig verrissen“ worden. Mit einer „Flut von Verleumdungen“ sei er eingedekert worden. „Basler Millionäre“ reichten eine Klage wegen „Hochverrats“ ein: Sie hatten wegen der Kursverluste der Schweizer Banken viel Geld verloren und machten dafür Ziegler verantwortlich, der mit dem Jüdischen Weltkongress „kollaboriert“ hatte und im Verfahren um die „nachrichtenlosen Vermögen“ vor dem amerikanischen Senat aussagte. Ausführlich schildert Ziegler diesen Auftritt, sein „Unbehagen“ und die „Abneigung“, die er dabei empfand. Nicht gegen die Schweiz habe er ausgesagt, um die entwendeten jüdischen Vermögen sei es ihm gegangen. Dass Jean Ziegler 2000 zum Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen für das Recht auf Nahrung ernannt wurde, verdankt er laut seiner eigenen Darstellung weitgehend diesem Auftritt in Washington.

Auf die Vereinten Nationen stützt sich seine „Hoffnung“. Das Buch ist ein Beitrag im „Kampf für die Wiedergeburt einer dahinsiechenden UNO“ und beginnt mit dem Treffen von Franklin D. Roosevelt und Winston Churchill 1941 auf dem amerikanischen Kreuzer „Augusta“. Bei stürmischer See entwarfen die beiden Staatschefs ihre „Vision“ der Nachkriegszeit, erstmals war dabei explizit von „Vereinten Nationen“ die Rede.

In ihrem Schoß ist der unermüdete Jean Ziegler auf seinem langen Marsch im akademischen Ruhestand angekommen. In jungen Jahren wollte sich der emeritierte Professor der Guerrilla in Südamerika anschließen, doch Che Guevara, dem er in Genf als Fahrer gedient hatte, vergattete ihn dazu, als Intellektueller das „Gehirn des Monsters“ in seiner Schweizer Heimat zu bekämpfen.

Der persönliche Rückblick auf den Streit um die Kriegsschulden erfolgt zum Schluss, im Kapitel „Palästina“. Es handelt von einer Dienstreise nach Israel und der Kampagne, die Zieglers Bericht über den Hunger in den besetzten Gebieten auslöste. Aus der Zeitung erfuhr Ziegler, dass die israelische Regierung seine Absetzung verlangte. Sie habe versucht, ihn zu „beschmutzen“ und „meine Glaubwürdigkeit und, wenn möglich, auch meine psychische Stabilität zu zerstören“. Ohne dass das tödliche Wort ausgesprochen wurde, ging es um den Vorwurf des „Antisemitismus“.

Er löste eine Kettenreaktion aus. Zieglers Eröffnungsrede bei den Festspielen in Salzburg wurde abgesagt. In Kanada wurden Uni-Rektoren angehalten, geplante Veranstaltungen mit Ziegler zu verbieten. Nach seiner Rede zum Nationalfeiertag am 1. August in Saas Fee bekam der dortige Bürgermeister Post aus Paris: Eine einflussreiche Vereinigung bezichtigte Ziegler des „Judenhasses“ und des „Negationismus“. Präsident Obamas UN-Botschafterin Samantha Power beschimpfte ihn als „eine Schande“ für die Vereinten Nationen.

Der Vorwurf des Antisemitismus hat eine tiefe Kränkung hinterlassen. Zieglers Rekapitulation seines Auftritts vor dem amerikanischen Senat erfolgt schließlich unter dem Aspekt seiner Verteidigung und moralischen Rehabilitation. Zum Kronzeugen seines Plädoyers macht er Elie Wiesel: Ziegler war während eines Studienaufenthalts in New York dessen Untermieter und Elie Wiesel, der die Schoa überlebt hatte, noch kein bekannter Schriftsteller, sondern Korrespondent einer israelischen Zeitung bei den Vereinten Nationen.

Über die Politik Israels waren beide nie gleicher Meinung, befreundet aber blieben sie bis zu Wiesels Tod. Der Autor war nach Genf gekommen, als Ziegler von dem Bankier Edmond Safra nach dem Verlust seiner parlamentarischen Immunität mit einer Schadenersatzklage in astronomischer Höhe überzogen wurde. Safra hatte beste Anwälte, „auch von Antisemitismus war vor dem Gericht die Rede“, schreibt Ziegler, „dank Elie Wiesel entging ich dem Ruin.“ Der Friedensnobelpreisträger hatte den aus Syrien stammenden Multimilliardär zum Rückzug seiner Klage bewegen können. JÜRGE ALTWEGG

Adolf Muschg: „Der weiße Freitag“. Eine Erzählung.



Verlag C. H. Beck, München 2017. 251 S., geb., 22,95 €.

Jean Ziegler: „Der schmale Grat der Hoffnung“.

Meine gewonnenen und verlorenen Kämpfe und die, die wir gemeinsamen gewinnen werden.

Verlag C. Bertelsmann, München 2017.

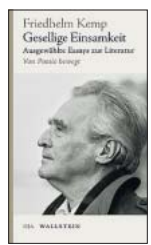
320 S., geb., 19,99 €.

Flaschenpost für den einen neuen Leser

So muss man für Autoren und Bücher einzunehmen wissen: Zwei Bände präsentieren eine Auswahl aus Friedhelm Kemp's Essays zur Literatur

Es gibt einige Wege der Lektüre, auf denen man dem vor sechs Jahren verstorbenen Friedhelm Kemp begegnet. Einer von ihnen führt in die französische Literatur und Dichtung des vorigen Jahrhunderts. Da stößt man vielleicht zum ersten Mal auf ihn, wenn man Philippe Jaccottet oder Yves Bonnefoy in seinen Übersetzungen entdeckt. Oder es fällt einem seine Werkauswahl von Marcel Jouhandeau in die Hände. Und schließlich wundert man sich gar nicht mehr, ihn auch als frühen Vermittler von Autoren wie Jean Paulhan, Valéry Larbaud, Saint-John Perse oder Louis-René des Fôrets zu entdecken.

Oder man hat mit Kemp's großer deutscher Baudelaire-Edition den Anfang gemacht, um dann zu bemerken, dass es noch ganz andere als die nur über französisches Terrain führenden Wege gibt, auf denen man diesem passionierten Leser, Übersetzer und Interpreten seiner Autoren begegnen kann. Sie führen in die europäische Barockliteratur, ins französische wie deutsche achtzehnte Jahrhundert, zu Goethe und zu Rahel Varhagen, aber auch wieder zurück ins zwanzigste Jahrhundert, etwa zu Rudolf Kassner und Rudolf Borchardt, zu Zeitgenossen wie Regina Ullmann, Peter Gan und Ludwig



Friedhelm Kemp: „Gesellige Einsamkeit“. Ausgewählte Essays zur Literatur.
Band 1: Von Poesie bewegt.
Band 2: Vom Vergnügen des Übersetzens.
Wallstein Verlag, Göttingen 2017.
Zus. 864 S., geb., 39,90 €.

zeitgenössischen französischen“, war er seit 1980. Nun hat die Akademie eine Auswahl aus seinem kritischen Werk – Rezensionen, Aufsätze, Artikel, Präsentationen von Autoren – herausgebracht, zusammengestellt von Joachim Kalka, selbst Übersetzer und Kritiker, der zu den zwei Bänden ein lesenswertes Nachwort verfasst und auch Kemp's bis 1945 reichende, sehr knapp gefasste „Lebenserinnerungen“ in die Auswahl aufgenommen hat.

„Vor allem war ich ein Leser, als Leser früh auch Übersetzer.“ So steht es gleich am Anfang dieser Erinnerungen, die nachzeichnen, wie ein „Leben in der Literatur, für die Literatur und schließlich durch die Literatur“ sich vorbereitete. Diesen Leser kann man mit den vorliegenden Bänden kennenlernen, in einer Breite der Lektüren, die wohl selbst diejenigen erstaunen wird, die Kemp auf dem einen oder anderen Weg bereits begegnet sind und ihm den Wink zu noch unbekannteren Autoren verdankten.

Denn Kemp war ein Leser, der für seine Autoren einzunehmen wusste: ein genauer, ein hingebungsvoller, ein kundiger und gelehrter Leser, aber gleichzeitig frei von allen akademischen Vererbungsgeklüsten. Von den literaturwissenschaftli-

chen Trends der letzten Jahrzehnte wird hier nichts vermeldet, dafür aber Lust auf Lektüren gemacht. Nie stellt sich dieser Interpret vor seine Autoren, lässt sie vielmehr gerne zu Wort kommen. Und lässt das der schmale Raum eines Artikels nicht recht zu, besticht erst recht die Kunst bündiger Porträts und Werkeinblicke.

Mit Kemp kann man auf literarischen Hauptwegen gehen, aber vor allem auch gut von ihnen abzuweichen, hin zu Autoren, die sonst nur noch „im Fach“ ihr kärgliches Nachleben haben. Bleiben wir zuerst auf älterem französischem Terrain: bei den Briefen Madame de Sévigné etwa oder bei den Gedanken und Sentenzen Joseph Jouberts oder bei Louis-Claude de Saint-Martin, dem Schwarmgeist am Ausgang der Aufklärung, oder bei Senancours Briefroman „Oberman“.

Und kommt man ins zwanzigste Jahrhundert, stößt man auf Autoren, die hierzulande entweder kaum angekommen oder auch schon wieder aus den Programmen der Verlage weitgehend verschwunden sind, wie die eingangs schon genannten Valéry Larbaud, Marcel Jouhandeau, Francis Ponge und Jean Paulhan. Was sie miteinander verbindet, ist das literarische Gravitationszentrum der von Paulhan ge-

leiteten „Nouvelle Revue Française“. Kemp war ein exzellenter Kenner dieser mit einer Zeitschrift verknüpften Konstellation ganz unterschiedlicher Autoren, zu dem mit einigen von ihnen auch noch persönlich bekannt. Von den nach und nach erdienten Briefwechseln, die diese Konstellation beleuchten hat er als Rezensent berichtet.

Dass der literarische Reiz und Stellenwert eines Autors mit der Größe seines Publikums kaum etwas zu tun hat, ist bei Kemp noch eine Selbstverständlichkeit. Gut möglich, dass manche Leser verwundert den Kopf schütteln angesichts einer Frage wie: „Wendet sich Literatur überhaupt an ein Publikum?“ Kemp's Antwort lautet: „Sie fordern den Leser, den jedesmal einen, neuen, jungen Leser“, den der Text in seinen Bann zieht und der aus diesem Exerzium nicht unverändert hervorgeht. Das unumgängliche Publikum ist nur der Begleitumstand solch literarischer Zündungen. Und man kann hinzufügen: Sie zu befördern, gibt es kaum eine vernünftlichere und einnehmendere Weise als Lektüren, wie sie diese beiden Bände versammeln. Der Akademie gebührt großer Dank, sie auf den Weg gebracht zu haben. HELMUT MAYER

Der Torero trägt Stigmata

Pedro Rosa Mendes geht in Osttimor auf Pilgerfahrt

Gewalt, Mord und Ströme von Blut. Pedro Rosa Mendes' Roman „Die Pilgerfahrt des Emmanuel Jhesus“ beginnt mit einer Schachtel, die einem der Protagonisten am Flughafen überreicht wird: Sie enthält einen abgeschlagenen Kopf, aus dem Maden kriechen. Kurz darauf wird ein treuer Hund zeremoniell erschlagen, werden Stiere in animistischen Blutritzen hingemetzelt, und vor allem die timoresischen Menschen leiden und sterben. Sie werden bombardiert, erschossen, erstochen oder sind auf der Flucht vor Kampfhandlungen so verzweifelt und erschöpft, dass sie ihre Kinder in Erdhöhlen zurücklassen. Die zentrale Figur des Romans, der junge Architekt Alor, wohnt in einer Pension, deren Zimmer nach einzelnen Massakern benannt sind.

Die „Pilgerfahrt“ spielt im Osttimor um das Unabhängigkeitsreferendum Ende der neunziger Jahre herum, in dem sich eine überwältigende Mehrheit der Timoresen für die Selbstständigkeit des Kleinststaates aussprach. Osttimor war 1975, kurz nach der Unabhängigkeit von der alten Kolonialmacht Portugal, vom großen Nachbarn Indonesien besetzt worden. Der Autor des Romans, Pedro Rosa Mendes, ist Journalist, er wurde in der portugiesischsprachigen Welt bekannt als Reporter aus Kriegs- und Krisengebieten. Auch in Osttimor verbrachte er zwei Jahre im Auftrag einer Nachrichtenagentur, allerdings deutlich nach der Zeit der Romanhandlung.

Trotz seines journalistischen Hintergrunds ist Mendes' literarischer Anspruch in der „Pilgerfahrt“ unverkennbar. Der Klappentext des deutschen Verlages verspricht zwar eine Art Detektivgeschichte, bei der ein norwegischer Bischof auf Osttimor einem Verschollenen der Unabhängigkeitskämpfe nachspürt. Diese Beschreibung hat mit dem Roman wenig gemein. Überhaupt verzichtet die „Pilgerfahrt“ auf eine übergreifende Handlung. Stattdessen baut der Autor in einzelnen, kurzen Kapiteln kunstvoll eine vielstimmige Komposition aus Personen und Perspektiven auf, von timoresischen Widerstandskämpfern und Kollaborateuren, Indonesiern und Europäern, es gibt sogar einen jüdischen Brasilianer. Der Text springt zwischen diesen Charakteren sowie unterschiedlichen Orten und Zeiten. Es handelt sich um einen voraussetzungsreichen Roman, insbesondere für Leser, die von Osttimor und seiner blutigen Geschichte nicht viel wissen, vermutlich also die meisten. Denn von den historischen Fakten wird in Mendes' „Pilgerfahrt“ wenig explizit benannt, auch wenn gleichzeitig die ungeheuer gewalttätige jüngere Geschichte Osttimors, in der nach Schätzungen einiger Experten bis zu einem Drittel der Bevölkerung an Kampfhandlungen, Massakern und ihren Folgen wie Hungersnöten und Seuchen starb, das zentrale Anliegen des Romans ist.

Mendes verzichtet auf Entschuldigungen für die Verbrechen, aber auch auf Schwarzweißdenken. Dass insbesondere die Zeit der indonesischen Besatzung alles andere als ein Fest der Menschenrechte war, ist bekannt. Aber auch die timoresische Kultur an sich erscheint in Mendes' Schilderung als ausgesprochen gewalttätig. Nur notdürftig bedeckt eine katholische Fassade einen dahinter weiterlebendigen Animismus, der in Tieropfern, und nicht nur dort, unablässig Blut vergießt.

Im Mittelpunkt des Romans steht ein junger Architekt namens Alor, der ein Haus im „reinen“ timoresischen Stil für den Anführer der Unabhängigkeitsbewegung bauen soll. Freilich stellt er schnell fest, dass es „den“ timoresischen Stil nicht gibt, zu unterschiedlich sind selbst im kleinen Osttimor die verschiedenen Landesteile und Bevölkerungsgruppen, zu sehr ist ihre Architektur von anderen Kulturen beeinflusst. Scheinbar ist der attraktive, kampfsportlerfahrene Alor Indonesier. Tatsächlich ist er Timorese und wurde als Kind von einem hochrangigen indonesischen Offiziellen adoptiert. Alor hat eine Affäre mit einer lokalen Aristokratin und wird zu einem „Auserwählten“ der Unabhängigkeitsbewegung, einer Art Messias, der denn auch – ohne sein Wissen – von seinem eigenen (Adoptiv-)Vater mit einer Mission beauftragt und geopfert wird. Dieser Vater ist als hochrangiger Vertreter Indonesiens nur offiziell gegen die Unabhängigkeit Osttimors. Tatsächlich hofft der Westjavaner, das Selbstständigwerden des kleinen Landes könne zum Startpunkt des Auseinanderbrechens Indonesiens insgesamt werden und darüber schließlich zur Wiedergeburt des vor Jahrhunderten untergegangenen westjavanischen Königreichs Pajajaran führen. Dieser rudimentäre Plot scheint arg weit hergeholt. Überhaupt wirkt manches im Roman überkonstruiert und anderes auf eine Weise symbolbeladen, die – man hat den Eindruck: unfreiwillig – komische Effekte hat; etwa, wenn ein Geistlicher gegen Ende des Romans in einem Torerokostüm und mit den Wundmalen Christi am Körper stirbt. Aber mag die „Pilgerfahrt“ auch kein perfekter Roman sein, so ist er doch ein sehr lesenswerter. Das liegt nicht zuletzt an der poetischen Schönheit seiner Sprache, die von Kurt Scharf ins Deutsche übertragen wurde. MARCO STAHLHUT

Pedro Rosa Mendes: „Die Pilgerfahrt des Emmanuel Jhesus“.

Aus dem Portugiesischen von Kurt Scharf. Edition Büchergilde, Frankfurt 2017. 448 S., geb., 25,- €.